

Während der Erinnerungstage an die Neuerrichtung des deutschen Reiches ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß diese Zeit auch für die deutsche Kurzschrift einen Halte- und Wendepunkt bedeutet. Nicht nur bildete das unter dem Schirme des Friedens sich immer lebhafter gestaltende geistige und gewerbliche Leben einen mächtigen Hebel für eine früher ungeahnte Verbreitung derselben; auch für ihre Fortbildung waren jene Tage von Gewicht. Denn damals entstand die neustolzesche Schrift, und diese führte, weniger in ihren Schriftänderungen, als durch den ihnen zu Grunde liegenden Geist, die sogenannten „Berliner Anschauungen“, eine kleine Umwälzung in der inneren Entwicklung der deutschen Kurzschrift mit sich. Und wenn wir uns schon einmal in die Vergangenheit versenken, so werden uns zu Erinnerungstafeln auch das laufende Jahr und dieser Monat, ja der heutige Tag und der hiesige Ort. Denn gerade vor hundert Jahren ist die deutsche Kurzschrift geboren. Nachdem Friedrich Buschendorf in Leipzig auf sie hingewiesen und ihr Nahen verkündet hatte, führte Friedrich Mosengeil in Zillbach sie ins Leben ein und leitete ihre ersten Schritte; beider Werke erschienen im Februar 1796. Damit begann der erste Abschnitt ihrer Geschichte, die Zeit der „geometrischen“ Kurzschriftarten. Den zweiten Abschnitt, den der „graphischen“ Systeme, begründete dann der Mann, dessen Geburtstag auf den heutigen Tag, den 9. Februar, fällt: Franz Xaver Gabelsberger, der große Lehrmeister der Deutschen auf stenographischem Gebiete, den wir ebenso verehren, wie die, welche sich heute noch nach seinem Namen nennen. Denn der hiesige Ort erinnert uns daran, daß sein Werk nicht unverändert blieb, daß es nicht ein Schlußstein war, sondern erst den Anfang einer neuen Entwicklung bezeichnete. Zu Solingen stellte ja 1877 Ferdinand Schrey Forderungen auf, welche Gabelsbergers Schrift den veränderten Lebens- und Zeitverhältnissen anpassen sollten, und die Grundgedanken dieser „Solinger Sätze“ führten ihn nach weiteren 10 Jahren zur Herausgabe einer neuen Schrift, von deren Erfolgen die heutige Versammlung ein sprechender Beweis ist.

Ich habe da Erinnerungen an die ganze Geschichte der deutschen Kurzschrift in Ihnen geweckt, und Sie erwarten nun, daß ich Ihnen auch die Gefühle und Gedanken verdolmetsche, die sich bei einem Rückblick auf dieses

Jahrhundert deutscher Kurzschrift uns aufdrängen. Es ist freilich schwer, den Inhalt desselben in der kurzen, mir zugemessenen Spanne Zeit zusammenzufassen; ich kann nur die springenden Punkte berühren. Zur leichtern Auffassung wage ich es daher, den reichen Stoff unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten, die in der Wirklichkeit freilich sich gegenseitig durchdringen und ergänzen, ja voraussetzen, und deren Trennung daher etwas gewaltsam erscheinen mag. Zunächst werfen wir einen Blick auf die innere, dann auf die äußere Geschichte der deutschen Stenographie. Unter der inneren verstehe ich dabei die Entwicklung des kurzschriftlichen Gedankens in den verschiedenen Systemen, unter der äußeren das Hinaustreten der Kurzschrift auf den Markt des Lebens: dort die Ausbildung, hier die Ausbreitung derselben.

Mosengeil nannten wir den Vater der deutschen Kurzschrift, und seinem Andenken lassen Sie mich wenigstens einige Worte widmen. Er entstammt einer Lehrer- und Pfarrersfamilie: 216 Jahre hatten seine Vorfahren als Lehrer gewirkt, bis sein Vater Geistlicher wurde. Auch der Sohn, unser Friedrich Mosengeil, war eine Zeit lang Lehrer gewesen an der Forstschule Cottas zu Zillbach, diesem idyllischen Walddorf von Sachsen-Weimar, und wie Cotta der Vater, und Zillbach durch ihn die Geburtsstätte der deutschen Forstwissenschaft wurde, so wurde sein Freund Mosengeil der Vater, und Zillbach durch ihn die Geburtsstätte der deutschen Kurzschrift. In den Wäldern „an der Zillbach“ entstand das erste Stenographiesystem Mosengeils, das er im Februar 1796 der Öffentlichkeit übergab. Der Vater rief dann unsern Mosengeil zu seiner Unterstützung an seinen Pfarrsitz, und kaum sollte er ebenfalls Pfarrer werden, als das Meininger Herzogshaus ihn zum Lehrer und Erzieher des jungen Herzogs Bernhard auserkor. Auch nach dessen Regierungsantritt blieb er sein Freund und Ratgeber, und schloß sein Leben 1839 als Oberkonsistorialrat zu Meiningen. Der weiteren Entwicklung seines Kindes Stenographie war er mit Liebe gefolgt. Als, durch ihn angeregt, Horstig, auch ein evangelischer Geistlicher, 1797 seine „vereinfachte Deutsche Stenographie“ veröffentlicht hatte, erkannte Mosengeil neidlos deren Vorzüge an und arbeitete danach seine Schrift um. Dieses sein zweites System gab er 1819 heraus, als das erwachende öffentliche Leben der Pflege der Kurzschrift größern Erfolg versprach.

Mosengeil war nicht der Begründer der neueren Kurzschrift überhaupt. Sie war in England entstanden und groß geworden. Die Aufgabe der Kurzschrift ist Ihnen bekannt: sie soll eine kurze und doch genaue und dabei einfache Schrift bieten: möglichst kurz, möglichst genau, möglichst einfach. Diese Forderungen stehen im Widerspruch mit einander: die Genauigkeit widerstrebt der Kürze, und beide hemmen die Einfachheit. Wir beobachten

daher beim ersten Auftreten der Kurzschrift ein Überwiegen der Kürze auf Kosten der Genauigkeit und Einfachheit, in der weiteren Entwicklung aber ein Vordrängen jeder dieser Forderungen auf Kosten und oft zum Nachteile der anderen, endlich ein Streben nach einem Gleichgewichte aller, das zugleich eine Vervollkommnung und Fortbildung der ganzen Schrift in sich schließt. In England war Willis (1602), ein Geistlicher wie Mosengeil, der Vater der neueren Kurzschrift: er fordert Kürze der Schrift, und zur Erreichung derselben verwendet er schon einfache Zeichen für die Konsonanten und eine sinnbildliche Darstellung der Vokale. Die Genauigkeit und Deutlichkeit führte dann Byrom 1741 in die Kurzschrift ein und stellte sie zugleich auf eine wissenschaftliche Grundlage; die Einfachheit brachte Taylor 1786 zur Geltung und zugleich zur größten Entfaltung, freilich auf Kosten der Deutlichkeit. Alle Forderungen erblickt England jetzt ausgeglichen in der weltumspannenden Schrift Pitmans, der sog. „Phonographie“.

Die deutsche Kurzschrift nahm jene Aufgabe von der englischen ihrer Zeit auf und suchte sie zunächst in der überkommenen Art zu lösen. Dann aber schlug sie einen andern, selbständigen Weg ein, und auch hier erblicken wir jene Stufenfolge: die Zeit der Kürze, die der Genauigkeit, die der Einfachheit. Den Namen Willis, Byrom, Taylor stehen hier gegenüber die Namen Gabelsberger, Stolze, Faulmann, und den Versuch einer Einigung erblicken wir in der von uns vertretenen „Vereinfachten deutschen Kurzschrift“ von Ferdinand Schrey.

Wir haben somit die **innere Geschichte der deutschen Kurzschrift** in zwei Hauptabschnitte zu gliedern: in die Zeit der „geometrischen“ und die der „graphischen“ oder „kursiven“ Systeme. Die Scheide bildet das Werk Gabelsbergers, das 1834 erschien. Zunächst ein Wort über die Kennzeichen dieser Schriftarten. Der äußere Unterschied ist der, daß die Zeichen der geometrischen Kurzschrift aus den einfachsten geometrischen Linien, der graden Linie, dem Kreis und seinen Teilen bestehen; damit ist eine vielfach steil und von links nach rechts gezogene Schrift gegeben. Der Gegensatz „steile oder aufrechte“ und „schräge oder geneigte Schrift“ würde indes nicht das richtige treffen, denn auch die Zeichen der graphischen Systeme kann man so gut wie die der gewöhnlichen Schrift in steiler Richtung schreiben. Der Unterschied liegt vielmehr darin, daß die geometrischen Systeme drei verschiedene Richtungen der Schrift, die aufrechte, die links- und die rechts-schräge, kennen und in gleichem Maße verwerten. Die graphische Kurzschrift trifft unter diesem Zeichenschatze eine Auslese und benutzt vorwiegend nur Zeichen mit derselben, je nach der Schreibart des Einzelnen mehr oder weniger geneigten, selbst graden Richtung; höchstens gestattet sie zwei Schriftrichtungen, indem der linksschräge grade Zug noch eine, sich übrigen

immer mehr verengende Anwendung findet. Weil die Schrift auf diese Weise sich meist wie die gewöhnliche Schrift nach rechts neigt, hat man ihr den Namen der „kursiven“ oder „rechtsschrägen“ Schrift gegeben. Wichtiger aber ist der innere Unterschied, der in der Verbindungsart beider Schriften besteht: die geometrischen Systeme fügen die Zeichen unmittelbar aneinander; der aufwärts gezogene Strich ist ihnen stets ein Zeichen für einen Konsonanten, z. B. für „l“; sie kennen daher keine Verbindung der Grundstriche durch Haarstriche, vielmehr reiht sich Grundstrich an Grundstrich und Haarstrich an Haarstrich. Das Kennzeichen der graphischen Kurzschrift ist dagegen der Bindestrich, der die Niederzüge an einander schließt. Jene könnte man daher auch die „Nietschrift“, diese die „Gelenkschrift“ nennen. Die Kürze der Schrift wird bei dieser Verbindungsweise dadurch gewahrt, daß der Bindestrich meist vokalische Bedeutung hat und möglichst wenig als sogenannter „toter“ Bindestrich auftritt; auch verwendet man ihn in zweifacher, mißbräuchlich sogar in dreifacher Länge. Durch die Wahl nur in gleicher Richtung sich neigender Zeichen, sowie durch die stete Abwechslung zwischen Grundstrichen und Haarstrichen wird eine Schrift erzielt, die der gewöhnlichen Schrift gleicht, die für das Auge, das nicht drei Richtungen zu unterscheiden braucht, leichter lesbar, für die Hand aber leichter und flüssiger ausführbar ist, und mit Recht die „schreibbare“ oder „graphische“ Schrift heißt. Sie bezeichnet daher einen Fortschritt gegenüber der geometrischen Schrift, die sich ungelent in dreifacher Richtung ergeht und daher mehr zu zeichnen als zu schreiben ist. In allen graphischen Systemen sind übrigens jene Grundsätze nicht in gleicher Klarheit und Vollkommenheit ausgeprägt. Namentlich hat Gabelsbergers Schrift sich noch vielfach Anhängsel aus der geometrischen Zeit bewahrt, wie die Verwendung linksschräger, selbst grader Formen, das unmittelbare Zusammenstoßen von Grundstrichen in stumpfem Winkel. Es hat sich eben die Eigenart der neuen Kurzschrift immer fester und selbstbewußter herausgearbeitet.

Verfolgen wir nun die Geschichte der geometrischen Kurzschrift auf deutschem Boden. Sie gleicht drei nebeneinanderlaufenden Strömen. Der eine zieht sich von Mosengeil über Horstig nach Nowak. Die geometrische Kurzschrift ist in der verhältnismäßig hohen Ausbildung der damaligen Zeit von England und Frankreich nach Deutschland verpflanzt, und tritt daher gleich mit Mosengeil als eine eigene Unterart derselben auf, die etwa der 1815 veröffentlichten englischen Kurzschrift von Lewis, dem stenographischen Geschichtsschreiber Englands, nahekommt. Nicht nur sind die Zeichen selbständig auf die deutschen Laute verteilt, es sind auch besondere Zeichen für zusammengesetzte Konsonanten geschaffen. Freilich wird die Schrift Mosengeils dadurch kaum lesbarer; denn er verwendet dasselbe Zeichen für sehr viele Zusammensetzungen. Darum kehrte Horstig in dieser Beziehung zu der

früheren Stenographie zurück, erzielt aber seinerseits einen Fortschritt, indem er von den Zeichen für einfache Laute den Ring löst, und daraus das heute noch weithin gebräuchliche Zeichen für „r“ bildet, ein Beispiel, dem in England ebenfalls Lewis und dann Pitman folgen. Denselben Weg schlägt nun Mosengeil ein und sucht ringlose Zeichen und besondere Zeichen für Konsonantenverbindungen in seinem zweiten System zu vereinigen, wobei er jenen Mangel der Vieldeutigkeit beseitigte und fast jeder häufigen Konsonantenzusammensetzung ein eigenes Zeichen gab. Den Spuren beider folgten dann mit verschiedenen Abweichungen andere Erfinder, namentlich Heim und Nowak. So waren hier eine oder zwei selbständige Richtungen geometrischer Kurzschrift geschaffen, deren Besonderheiten auch in ihrem Mutterlande Anklang fanden.

Haben wir hier eine Fortbildung der damaligen englischen Kurzschrift vor uns, so führt der andere Strom rein englisches Wasser mit sich: es sind die Systeme von Danzer (1800) und anderen, die sich möglichst an das englische Vorbild, namentlich an die damals nicht nur in England allbekannte, sondern über die ganze gebildete Welt verbreitete Schrift von Taylor anschließen. Beide Gruppen bezeichnen nur die Konsonanten und lassen die Vokale entweder ganz aus oder geben sie durch Punkte und Striche wieder, die das Konsonantengerippe umflattern. Im Gegensatze hierzu enthält die dritte Gruppe der geometrischen Kurzschriften Deutschlands meist Systeme mit buchstäblicher Vokalbezeichnung, darunter einige beachtenswerte Anfänge, wie die Vollschrift in dem „Mysterien-Buche“ eines Ungeannten von 1797.

Da ich hier nur ein allgemeines Bild der Entwicklung zeichnen kann, verlassen wir die geometrischen Systeme und wenden uns zu den graphischen. Der Übergang mutet einen an, als träte man aus der starren und steifen Zeit der alten Ägypter in die lebensvolle und bis heute noch fortwirkende Zeit des klassischen Altertums. Für die Außenwelt beginnt diese Zeit 1834 mit der Veröffentlichung der großen Anleitung Gabelsbergers, dieser Bibel der deutschen Kurzsreiber. Er hat bewiesen, was früher bezweifelt wurde, daß man auch mit dem beschränkteren Schatze der rechtsschrägen Zeichen den Anforderungen des Lebens und der Landtage genügen könne, und damit war für Deutschland das englische Vorbild überwunden. Fortan ist hier nur die deutsche, die graphische Stenographie lebensfähig, und macht jetzt selbst in England der geometrischen den Boden streitig.

In dieser Zeit der graphischen Kurzschrift stehen wir noch mitten inne, und eine Einteilung kann daher hier nur nach dem persönlichen Standpunkte des Einzelnen erfolgen. Der Bedeutung Gabelsbergers entsprechend müßte man hier nur unterscheiden die Gabelsbergersche und die nachgabelsbergersche Kurzschrift. Denn an Gabelsberger reicht an Bedeutung,

an stenographischem Feinblick und Erfindungsgabe keiner seiner Nachfolger heran: er ist der große Meister mit großen Gedanken und großen Mitteln, der einen Neubau mit Quadersteinen errichtet, sich dabei freilich um die Ausgestaltung des Besonderen nicht kümmern kann. Seine Nachfolger sind die feilenden Gesellen, die hier im Einzelnen ausbessern, dort den Bau weiterführen oder das Ganze nach den veränderten Anschauungen und Zeitverhältnissen wohnlicher zu gestalten suchen. Unter ihnen aber können wir immerhin zwei Gruppen unterscheiden, und zwar bildet den Scheidepunkt hier die Aufstellung der neustolzeschen Schrift in den Jahren 1868 bis 1872, also um die Zeit der Errichtung des deutschen Reiches. Wir gelangen somit zu einer Dreiteilung, die ich kurz kennzeichnen will.

Gabelsberger beabsichtigte allerdings zunächst die Erfindung einer allgemein verwendbaren Schrift, bald aber gewann in seiner Kammerthätigkeit das Streben nach Kürze die Oberhand, und seine Schrift wurde eine Schrift für Kammerstenographen, und zwar für wissenschaftlich gebildete Leute, die Fachmänner werden wollten, eine Redeschrift, die er bezeichnender Weise auch seine „Redezeichenkunst“ nannte. Der Gedanke nach Kürze des einzelnen Wortes beherrscht ihn vollständig, und zwar sucht er ihn bei jedem Worte in eigenartiger Weise zu verwirklichen; jedes Wort untersteht seinen eigenen Gesetzen, ist ein Einzelding für sich, ein „Monogramm“.

Die nachgabelsbergersche Kurzschrift setzt hier ein. Zunächst kommt das Streben nach Regelmäßigkeit und Genauigkeit der Schrift zur Geltung in den Arbeiten von Stolze (1841) und Arends (1850), dann in der Gabelsbergerschen Schule selbst in den bahnbrechenden Vorschlägen von Albrecht (1856) und den hauptsächlich durch Rätzsch getragenen „Dresdener Beschlüssen“ (1857), die aus der Zeichenkunst Gabelsbergers ein System Gabelsberger-Albrecht-Rätzsch, oder, wenn wir statt der Theoretiker den Namen dessen setzen, der die Schriftänderung ins Leben einföhrte, ein System Gabelsberger-Häpe schaffen. Bezeichnete Gabelsbergers Werk die klassische Zeit der deutschen Kurzschrift, so haben wir hier deren Mittelalter, die Zeit der genauen Systeme, aber auch die Zeit der gelehrten und spitzfindigen Scholastiker. Der Begründer dieser Richtung ist Stolze, der eine genaue, dem Verkehre der Gebildeten dienende Kurzschrift schaffen will, in der jedes Wort, auch aus seinem Zusammenhange herausgenommen, lesbar ist. Daher kehrt er gegenüber dem gemüthlichen Baier Gabelsberger den strammen Preußen heraus, nennt auch seine Schrift mit Vorliebe die „preussische“, und will alles, auch die Kürzungen, in ein bis ins Einzelste genaues Regelwerk einzwängen, woraus sich die Bilder der einzelnen Wörter gesetzmäßig ableiten. Zugleich sucht er die Schrift auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen und macht den Bau der Sprache den kurzschriftlichen

Zwecken dienstbar. Dabei wurde freilich in Überspannung dieser Gedanken sein Werk mit der Zeit eine Schrift für Gelehrte, und in der „Ameddschi-Zeit“ des Stolzeschen Systems, wo man sich um die richtige Schreibart dieses Titels eines türkischen Kabinettssekretärs stritt (den man von dem Worte Amadschi nicht unterscheiden könne), erreichte die philologische Kleinigkeitskrämerei ihren Höhepunkt. Von ähnlichen mehr oder weniger geistreichen Behelfen war das Werk von Arends und die Schrift der Dresdener Beschlüsse durchsetzt. Dabei soll noch immer dasselbe einheitliche Lehrgebäude allen Zwecken genügen, der Kammerstenograph soll, theoretisch wenigstens, dieselben Formen und Regeln beachten, wie der Diktatstenograph und der Hausstenograph, wenn ich unter letzterem denjenigen verstehen darf, der die Kurzschrift nur für den eigenen, den Hausgebrauch, verwendet.

Das alles ändert sich mit dem Ausbruch der langverhaltenen Schriftänderung im Stolzeschen Lager, mit der Aufstellung der neustolzeschen Schrift. Damit, mit der Errichtung des deutschen Reiches, beginnt der zweite Abschnitt der nachgabelsbergerschen Zeit, die Neuzeit der deutschen Kurzschrift, die Zeit der einfachen Systeme. Der Wert der Einfachheit der Schrift findet seine gebührende Berücksichtigung. Die Schrift soll einfach sein, damit sie dem täglichen Leben in allen seinen Formen und den weitesten Kreisen des Volkes dienstbar sein kann. Nicht die gewöhnliche Schrift soll sie verdrängen; das ist nur von Wenigen als das Ziel der späteren Entwicklung hingestellt worden und findet noch überall, auch in unserer Schule, wo ich einmal einige Gründe dafür ausgeführt habe, lebhaftes Anfechtung. Aber aus der Kunst und Wissenschaft, von der man in Vereinen und bei Festen sagte und sang, soll ein brauchbares Handwerkszeug, aus dem Selbstzweck ein Hilfsmittel werden; die zarte Treibhauspflanze, die in jenen engen Kreisen blühte und verwelkte, soll in die freie Luft des Lebens hinaus; aus der Feinspeise, an der sich die Gelehrten und Fachmänner ergötzen, soll eine kräftige Hausmannskost werden. Eines schickt sich nicht für alle: der Kammerstenograph braucht eine andere Schrift mit anderen Mitteln, als der Geschäfts- und der Hausstenograph; daher Trennung der Schrift in verschiedene Stufen. Das sind Anschauungen, die sich in England mit seiner längeren Geschichte der Kurzschrift schon vorher Bahn gebrochen hatten und namentlich in den Werken Pitmans zum Durchbruch kamen, die dann in Deutschland niemand glänzender vertreten hat, als der Kammerstenograph Dr. Steinbrink, die Seele der Stolzeschen Prüfungskommission in Berlin, dessen Worte ich vorhin mehrfach verwendete, und Professor Faulmann in Wien, der nach vergeblichen Reformversuchen in der Gabelsbergerschen Schule 1875 ein eigenes neues System, die „Phonographie“, durch den Lehrer Braut veröffentlichen ließ. Dabei trennt jener die Schrift in eine Schulschrift und eine Kammerschrift, dieser in eine

Vollschrift und eine Kammerschrift mit zwei Unterabteilungen. In ähnlicher Weise vereinfacht Roller 1875 die Arendsische Schrift, während Lehmann einen, auch unter den vielen Gabelsbergerschen Gedanken enthaltenen Einfall herausgreift und durchführt. Die Erfolge der neustolzeschen Schrift führten auch die Gabelsbergerschen zu einer solchen Zweiteilung ihrer Zeichenkunst, und dies ist ja die Forderung, der Ferd. Schrey 1877 in Solingen beredten Ausdruck gab. Seitdem wird fast allgemein als Gabelsbergersche Kurzschrift nur der erste Teil, die Wortbildung und Wortkürzung als sog. Korrespondenzschrift, vorgetragen, und während früher nur der für voll galt, der auch die Satzkürzung kannte, wird diese jetzt den Fortgeschritteneren und Lernbegierigen, die sich zu höheren Leistungen ausbilden wollen, vorbehalten. Den Endpunkt dieser Entwicklung bildet eine nochmalige Vereinfachung der Stolzeschen Schrift (1888), eine Zusammenfassung und Vereinfachung der deutschen Kurzschriften in der „Vereinfachten deutschen Stenographie“ von Ferdinand Schrey (1887) und eine solche unter Heranziehung auch Arendsischer Grundsätze in der Braunsschen Kurzschrift (1888); diese Gruppe und ihre Nachfolger kann man wohl der neuesten Zeit deutscher Kurzschrift zuteilen. Sie steht hauptsächlich unter dem Zeichen der Schreyschen Stenographie, die eine kritische Sichtung der bis dahin verwendeten Zeichen und Verbindungsmittel vorgenommen hat in der klaren Absicht, aus der Entwicklung Gabelsberger-Stolze-Faulmann, wenn wir diese als die Vertreter der drei geschilderten Zeitabschnitte ansehen wollen, das Ergebnis zu ziehen, und dabei überall die Mitte zu halten. So gießt sie die bewährten Gedanken der deutschen Kurzschrift in eine einfache Form, ohne dabei den Grundsatz der Einfachheit zu überspannen, wie dies bei Faulmann der Fall gewesen war, und darum hat ihr Erfinder ihr auch den Namen „Vereinfachte deutsche Stenographie“ gegeben.

Diese ganze Entwicklung im Einzelnen zu verfolgen, würde über den Rahmen dieses Vortrages hinausgehen. Ich greife daher zur Erläuterung des Gesagten nur einen Punkt in aller Kürze heraus, die Vokalbezeichnung.

Die Buchstaben Gabelsbergers waren ein geistreicher Wurf. Die Gründe und Vorarbeiten zu ihrer Aufstellung kennt man nicht. Gabelsberger hat sowohl die sogenannte „sprachwissenschaftliche Begründung“ derselben später versucht, als auch die Häufigkeitsuntersuchungen aus Adelungs Wörterbuch erst lange nach Aufstellung seiner Zeichen und aus anderen Gründen vorgenommen. Im Ganzen haben Gabelsbergers Buchstaben sich in der Folge bewährt; manche Einzelheiten blieben immerhin zu bessern. Einen Fehler hat Gabelsberger selbst noch beseitigt: die große Schleife, das „l“ der gewöhnlichen Schrift, hatte er ursprünglich gar nicht benutzt. Erst nach Hegers Vorgang erhielt es die Bedeutung des in den slavischen Sprachen ja häufigen, im Deutschen aber äußerst seltenen „tsch“. In ähnlicher Weise ist ein anderes bequemes



Zeichen, der kleine grade Strich, für den seltenen Laut „y“ und in unverbundener vorgesetzter Form für die Vorsilbe „ge“ verschwendet. Linksschräge Zeichen treten störend hervor. Ein Hauptfehler der Gabelsbergerschen Schrift aber erklärt sich aus ihrer Entstehung. Gabelsberger hatte diese Zeichen aufgestellt ohne jedwede Ahnung einer sinnbildlichen Vokalbezeichnung: er bezeichnet die Vokale und verbindet sie mit den Konsonanten grade wie er die letzteren unter einander verbindet: „d“ verschmilzt mit „i“, „o“ und „u“ zu einem Zeichen nach demselben Grundsatz wie mit „f“, „p“, „r“, „t“, „v“ u. s. w. Geht das nicht, so werden die Vokale buchstäblich geschrieben oder ganz ausgelassen. So auf der einen Seite die kühnste Kürzung, auf der andern Seite lagern die Zeichen unbeholfen und breitspurig nebeneinander. Dann lernte Gabelsberger in der englischen Kurzschrift die sinnbildliche Vokalbezeichnung kennen und pflanzte diese auf seine, mehr einer vereinfachten Buchstabenschrift gleichenden Schrift, indem er durch Höher-, Mittel- oder Tieferstellung des Zeichens, und zwar bald des vorangehenden, bald des nachfolgenden, die Vokale andeutete, und die Verstärkung des Zuges anfangs für jeden scharfen, betonten Laut, später mehr für einzelne bestimmte Laute, wie a und au verwendete. Diese Schreibart aber konnte er nicht bei allen Zeichen durchführen, und so behielt er die frühere Bezeichnungsweise bei. So entstand ein Zwiespalt in seiner Schrift, der es nicht zu bestimmten klaren Regeln kommen läßt. Oft kann man den Vokal bei denselben Zeichen, z. B. in der Silbe „wil“ auf beide Weisen, sinnbildlich oder durch Verschmelzung, darstellen, oft weder auf die eine noch auf die andere Weise, so daß man zur buchstäblichen Bezeichnung greifen muß. Dazu treten noch andere Mittel, wie die Durchkreuzung, die Vergrößerung und Steilstellung. Alles hängt lediglich von der Gestalt der Zeichen und bei mehrfachen Möglichkeiten von dem Belieben des Einzelnen ab, und dies ist (neben den Zeichen für p, f, t) der Hauptgrund, weshalb Gabelsbergers Schrift noch heute weniger ein „System“, als eine „Sammlung von Schreibweisen“, eine „Kunst der Redezeichen“ ist.

Hier Wandel zu schaffen ist das gerechtfertigte Bestreben der nachgabelsbergerschen Kurzschrift. Die einen verwenden nur die sinnbildliche, die andern nur die verschmelzende Vokalbezeichnung. Da haben Sie den Gegensatz zwischen den „symbolisierenden“ Kurzschriften, denen von Stolze und Schrey einerseits, und den „vokalschreibenden“, denen von Arends und Roller andererseits. Die Durchführung beider Richtungen ist nur möglich mit einer weiteren Auslese der Zeichen, mit einer weiteren Beschränkung des Zeichenschatzes. Dabei ist die sinnbildlich bezeichnende Schriftart insofern im Vorteil, als sie die deutlichsten Formen für die einzelnen Konsonanten nehmen kann. Denn es giebt mehr Zeichen, die man hoch-, tiefstellen und verstärken kann, als solche, mit denen man den Vokal durch Biegung und Wölbung des

Zeichenschlusses nach rechts oder links verschmelzen kann. Bei dem letzteren Verfahren können die liegenden und runden Zeichen gar nicht, und von den großen nur diejenigen verwendet werden, die in eine grade Linie auslaufen. Es giebt ferner nicht genug Mittel und Wege, in dieser Weise alle Vokale auszudrücken, weshalb entweder die Durchkreuzung, die Verbindung durch eine Schlangenlinie, die in der andern Schriftart wieder für einen besonderen Laut, wie „n“, genommen werden kann, oder die Dreiweitigkeit aushelfen muß. So unterscheidet z. B. Roller drei verschiedene Größenstufen der Buchstaben und drei verschiedene Weiten der Bindestriche, während die Vereinfachte Stenographie von Schrey mit zwei Größen und zwei Weiten auskommt. Wir verfolgen hier daher nur die sinnbildliche Richtung.

Den ersten Versuch machte hier Stolze. Er glaubte wohl, daß man bei der Gabelbergerschen Vokalbezeichnung durch Verstärken, Höher- und Tieferstellen eines Buchstabens der Silbe große Zeichen nicht verwenden könne, weil dadurch zu lange Bindestriche entstehen, fürchtete wohl auch, für alle deutschen Vokale nicht genug Kennzeichen zu haben. Daher setzt er die ganze Silbe mit gleichen Füßen über und unter die Zeile, und nur bei den Inlauten au, eu und äu bleibt der Anlaut auf der Zeile und rückt der Auslaut unter dieselbe. Denken Sie sich, die Buchstaben „mr“ über die Schriftlinie gesetzt, hießen „mir“, unter die Schriftlinie geschrieben „mor“, und Sie haben die Stolzesche Bezeichnungsart. Man nennt dieselbe, da bei ihr das ganze Wortbild höher oder tiefer gestellt wird, die „absolute“, dagegen die Gabelbergersche, die nur ein Zeichen höher oder tiefer stellt, die „relative“ Vokalbezeichnung. Dadurch erhielt Stolze aber eine Schrift, die nur eine Silbe eines Wortes bezeichnen kann, und deshalb mehr für die chinesische als die deutsche Sprache passen würde. Wie soll man z. B. das Wort „Admiral“ schreiben, wenn die Silbe „mir“ über die Schriftlinie, die Silben ad und al aber auf dieselben gesetzt werden sollen? Stolze benutzt daher die Eigenart der deutschen Sprache, daß der Stamm auch der meisten mehrsilbigen Wörter einsilbig ist, z. B. „un-er-träg-lich“, und schreibt nur den Stamm, also „träg“ vollständig und auf seiner Zeile, während die ihm vorhergehenden und nachfolgenden Silben gekürzt und an den Stamm angehängt werden. Wo das nicht geht, bezeichnet er den Vokal buchstäblich. Anfangs geschah dies auch in den Nebensilben der meisten Fremdwörter; erst 1852 stellte Stolze für fremde Vor- und Nachsilben solche Kürzungen auf, wie er sie für die deutschen von Anfang an gelehrt hatte. Um diese Kürzungen von den Wortstämmen genügend zu unterscheiden, gab er demselben Laut als Anlaut des Stammes eine andere, meist größere oder stehende Form. Das Anlautzeichen wurde aber daneben, um eine größere Kürze zu erreichen, auch im Auslaute gebraucht, aber in anderer Bedeutung, so daß z. B. im Worte „nennend“ die mittleren

„n“ ein anderes Zeichen haben als das Anfangs-n, dagegen die Zeichen für das Anfangs-n und das Schlufs-nd übereinstimmen. Um die nötige Zeichenmenge zu erhalten, griff Stolze zur Dreistufigkeit der Zeichen. Dreizeiligkeit, Dreistufigkeit, mehrere Zeichen für einen Laut, dasselbe Zeichen in mehrfacher Bedeutung, das sind die mit einander zusammenhängenden Grundmängel dieser Schrift.

Hier berührt uns namentlich die Dreizeiligkeit, die man wohl mit den Krücken eines Lahmen verglichen hat. Mußte man sich ihrer vielleicht anfangs bedienen, um auf der glatten und ungewohnten Bahn der sinnbildlichen Vokalbezeichnung gehen zu lernen, so warf die deutsche Kuzschrift sie doch weg, als sie das Gehen gelernt hatte, und das geschah in der Neuzeit derselben. Zunächst wurde eine Krücke entbehrlich, indem die Neustolzeschen die Dreizeiligkeit nur für die Hauptsilbe, (d. h. die Stammsilbe oder bei mehrsilbigen Wörtern und Fremdwörtern die erste Silbe) des Wortes beibehielten, bei den folgenden Silben aber zu der Gabelbergerschen Art der „relativen“ Bezeichnung zurückkehrten. Zuerst durchgeführt wurde diese Lösung, die von Stolze selbst schon halbwegs versucht war, in Wackernagels Übertragung der Stolzeschen Schrift auf die lateinische Sprache, und dann von Dr. Pauly mit einer Verbesserung (Hochstellung des Vokalzeichens vor Verdoppelungen) auf die deutsche Schrift zurückübertragen. Beide Krücken flogen dann fort in den einzeiligen Stolzeschen Schriften; diese behielten aber noch immer die Stolzesche Dreistufigkeit, die Nebenzeichen und die Vor- und Nachsilbenlehre bei, vermochten auch den neustolzeschen Zwiespalt nicht zu überwinden, indem der Vokal der Hauptsilbe auch bei ihnen noch im Anlaut, der der Nebensilbe dagegen im Auslaut bezeichnet wurde. Besser gelungen war der Versuch Faulmanns, namentlich nach der Vervollkommnung seiner Vokalbezeichnung durch Braut. Das Bedenken Stolzes, daß die Symbole zur Darstellung aller deutschen Vokale nicht hinreichten, löste er dadurch, daß er eu und äü, ei und ai, die gleich lauten, auch auf gleiche Weise bezeichnete, y durch i oder ü wiedergab, und diese Laute im Notfalle buchstäblich schrieb. So brauchte er nur 11 Symbole und behielt noch die enge Aneinanderreihung zur Bezeichnung der zusammengesetzten Konsonanten übrig. Zur Vermeidung der zu hohen Bindestriche aber, sowie zur Durchführung einer Vollschrift verzichtete er grundsätzlich auf große Zeichen und setzte seine Buchstaben aus nur ein- und halbstufigen Zeichen zusammen: dort Dreizeiligkeit und Dreistufigkeit, hier Einzeiligkeit, aber auch Einstufigkeit!

Und doch war in den Fortbildungsversuchen der Redezeichenkunst schon der Weg zur Hebung dieses zweiten Bedenkens eingeschlagen. In Kraffts Vorschlag zur Lösung der Z-Frage, sowie in den „variabelnlosen Gabelbergerschen Schriften“ von Zeplichal und Markovits, welche die „Variablen“, d. h. die von unten nach oben und von oben nach unten schreibbaren Zeichen

für f, p, t und v, aus Gabelsbergers Schrift entfernen und damit eine andere Quelle ihrer Unregelmäßigkeit verstopfen wollten, war die „Mutabilität“ der Zeichen, wenn auch nur im Keime, angedeutet. Zur höchsten Entfaltung und übrigens ganz unabhängig von jenen brachte diesen Gedanken dann Ferd. Schrey in seiner Lehre von den „Mutabeln“. Dieselbe ist Ihnen bekannt und braucht hier nicht näher entwickelt zu werden. Sie beruht ja auf dem einfachen Gedanken, daß ein Zeichen seine Bedeutung beibehält, mag es nun auf, unter oder über der Zeile stehen, daß demnach auch Unterlängen höher gestellt werden können, indem man sie auf die Zeile setzt. Während der grofse grade Strich z. B. bei Gabelsberger auf der Zeile „t“, und die Zeile durchschneidend „f“ bedeutet, ist er bei Schrey in jedem Falle ein „t“, das in der Nebenstellung die Zeile schneidet und in der Höherstellung auf der Zeile steht. Die Zeilenmäßigkeit ist dadurch gewahrt, daß diese Zeichen als erste Buchstaben eines Wortes auf die Zeile treten. Daß dieser Gedanke in der einfachsten Weise durchgeführt ist und die Erlernung der Schrift in keiner Weise erschwert, das sind Sie alle Zeugen. Damit ist der Grund, der die Verwendung von zweistufigen Zeichen und Unterlängen bei der relativen Vokalbezeichnung unmöglich erscheinen liefs, nämlich die dann eintretende allzu grofse Länge des Bindestriches, weggefallen. Auf der anderen Seite wurde die Schrift grundsätzlich nicht als Vollschrift gestaltet, bei der zur vollständigen Schreibung aller Vor- und Nachsilben nur kleine Zeichen Verwendung finden könnten, vielmehr wurde die Stolzesche Gliederung des Wortbildes in einzelnen Fällen, wo sie kurzschriftlichen Zwecken dient, also nicht grundsätzlich und überall, beibehalten. So hat die deutsche Kurzschrift auf einer Zeile gehen gelernt; beide Krücken sind überflüssig, und wer sie jetzt noch trägt, mit dem ist eben nicht zu rechten.

So sehen Sie in der Fassung der Vereinfachten Stenographie einen Versuch der Ausgleichung sich bisher widerstrebender Forderungen. Die Zeichen, die Art ihrer Verbindung lagen vor, aber die Sichtung, die Zusammenfassung derselben zu einem neuen einheitlichen Ganzen, und die Befruchtung dieses Ganzen mit dem Gedanken der Mutabeln, das war das Werk Schreys. Und wie hier, so könnte ich Ihnen auch in anderen Fragen, in der Frage der Konsonanten-Verdoppelung, der Stufen der Schrift, der Kürzungen u. s. w. zeigen, daß die Schreysche Stenographie überall aus der Entwicklung Gabelsberger-Stolze-Faulmann das Ergebnis zieht und unter zum Teil neuen Gesichtspunkten eine Ausgleichung und Vereinigung derselben versucht. Deshalb trägt sie ihren Namen „Vereinfachte deutsche Kurzschrift“ mit Recht.

Die innere Geschichte der deutschen Kurzschrift haben wir unter dem Gesichtspunkte der Entwicklung aufgefaßt, die von dem Streben nach einem Gleichgewicht der einzelnen Forderungen und Teile getragen ist und die

möglichste Vervollkommnung des Ganzen bezweckt. Diese ganze Auffassungsweise ist auch ein Gewinn der stenographischen Neuzeit. Früher waren die Systeme Gabelsbergers und Stolzes geschieden wie getrennte Welten, und ihre Anhänger hielten das von ihnen Vertretene für ein unabhängig von aller Vergangenheit Entstandenes, für das denkbar Vollkommenste. Jetzt sind deren Werke uns Schöpfungen wie die der andern Erfinder auch, die sich in den Gang einer großen Entwicklung einreihen. Und haben wir so auf der einen Seite verloren, indem wir die in den Gabelsbergerschen und Stolzeschen Kreisen übliche überschwängliche Verehrung eines Meisters nicht kennen, so haben wir doch auf der anderen Seite Höheres und Schöneres eingetauscht. Denn gerade dieser Gedanke des Werdens, der Entwicklung ist ein großartiger Ersatz für jene engherzige Anschauung und ermöglicht uns, Gabelsberger und Stolze und Faulmann mitzufeiern und jedem das zu zollen, was ihm vor dem nüchtern prüfenden Blicke der Geschichte gebührt.

Diese ganze Auffassungsweise birgt aber auch die Kraft zu einer noch lebensvolleren Ausgestaltung ihres Inhaltes in sich, und hat schon zu den Ansätzen einer stenographischen Wissenschaft geführt. Denn bei dieser kritischen und vergleichenden Betrachtung der verschiedenen Systeme hat man eingesehen, daß man bezüglich der Wertschätzung ihrer Schriftbestimmungen, und zwar der Zeichen sowohl wie ihrer Verbindung, bisher fast ganz auf das persönliche Ermessen des Einzelnen angewiesen war. An die Stelle solcher Gefühlsschätzungen gilt es einen sicheren Maßstab zu setzen, wie ihn die strenge neuere Wissenschaft uns weist. Dieses naturwissenschaftliche Verfahren, wie Dr. Steinbrink es nennt, hat man schon auf die Kurzschrift übertragen, hat beobachtet, Versuche angestellt, gezählt und gemessen, und das Gefundene bei der Behandlung einzelner Fragen verwertet. Dann hat man neuerdings begonnen, den Gegenstand der Kurzschrift, die Sprache, unter stenographischem Gesichtspunkte zu betrachten, und in geradezu großartiger Weise ermittelt, wie oft jeder Laut, jede Lautverbindung, jede Silbe, jedes Wort in der deutschen Sprache vorkommt. 10 Millionen Wörter sind in dieser Weise auf das Genaueste ausgezählt, ein großartiger Stoff, wenn Sie bedenken, daß die Lutherische Bibel alten und neuen Testaments nur 773 662 Wörter zählt. Ehre dem Manne, der diesen Plan gefaßt und mit eiserner Zähigkeit unter Aufopferung seiner Gesundheit verwirklicht hat, Herrn Küding in Berlin; auch an dieser Stelle möge der Ruf nicht ungehört verhallen, die Vollendung seines Werkes wenigstens durch die nötigen Geldspenden zu unterstützen. Daneben hat man auch schon den Mitteln der Kurzschrift, den Zeichen, seine Aufmerksamkeit zugewendet, und die Kürze, also die Herstellungsdauer jedes einzelnen Zeichens genau festzustellen gesucht. In dieser Richtung liegen schon Arbeiten vor von Dr. Dreinhöfer, Prof. Fowler, Dr. Nitsche, Prof. Faulmann, Dr. Brauns, Callen-

dar, und zuletzt von den Pariser Gelehrten Binet und Courrier. Nach dem Abschluß der Häufigkeitsuntersuchungen wird die nächste Aufgabe sein, die Geläufigkeit und Deutlichkeit der einzelnen Zeichen und ihrer Verbindungen in größerem Umfange und mit den Mitteln der neueren experimentellen Psychologie zu ermitteln. Die weitere Entwicklung dieser Untersuchungen und ihre Nutzbarmachung für den Systembau, ihre Zusammenfassung zu einer einheitlichen Stenographik oder Kurzschrift-Wissenschaft, das bildet die Aufgabe, die das 19. Jahrhundert dem 20. überläßt.

Doch ich habe wohl schon zu lange bei der grauen Theorie der Systemforschung gewilt und wende mich daher zu der **äußeren Geschichte der Stenographie** im abgelaufenen Jahrhundert. Und hier werden Sie den Hintergrund kennen lernen, den Boden, aus dem jene üppige Blüte deutscher Kurzschrift erwachsen ist, und dessen sie zu ihrer Entfaltung grade wie die Pflanze des tauglichen Erdreiches bei aller inneren Anlage zur Fortbildung notwendig bedarf. Auch hier möge eine Einteilung in Zeiträume die Übersicht erleichtern.

Den ersten Abschnitt rechnen wir vom Auftreten der Kurzschrift in Mosengeils Lehrbuch bis zur Einführung der Verfassungen in den süddeutschen Staaten. Wohl haben wir hier Schriften, die den in England damals und jetzt noch geübten und weit verbreiteten an innerem Werte gleichstehen, aber es fehlt das Verständnis für ihren Nutzen. Bezeichnend ist die Klage Mosengeils, daß seine gelehrten Freunde, die er für seine Schrift zu gewinnen suchte, „dieselbe mehr wie eine Kuriosität, als eine, die Mühe des Erlernens lohnende Kunst ansahen“. Die Kurzschrift wird eben nur als Merkwürdigkeit, als Liebhaberei von Gelehrten, meist Geistlichen und Archivbeamten gepflegt, die durch die Beschäftigung mit alten Schriftarten überhaupt Neigung für die Schriftkunde gewonnen hatten. Das änderte sich, als 1818 die süddeutschen Staaten eine Verfassung erhielten. Die Aufnahme der Kammerverhandlungen bot der Kurzschrift nun ein reiches Wirkungsfeld, und so können wir die Zeit von 1818 bis 1844 die Zeit der Parlaments-Stenographie nennen. Die geometrische Kurzschrift steht hier übrigens der graphischen gleich, ja der erste, der in Deutschland als „Geschwindschreiber“ angestellt wurde, war nach neueren Angaben nicht Gabelsberger, sondern August Winter, ein Stenograph der Horstigschen Schule. Er nahm, damals kaum 14 Jahre alt, seit 1818 die Verhandlungen der badischen und seit 1821 die der württembergischen Kammern auf, und diese hingen zuerst so von seiner Gnade ab, daß man in Karlsruhe und Darmstadt für die Zeit schließen mußte, wo Winter in Stuttgart stenographierte. Im Laufe der Zeit bildete er indes eine große Zahl von Kammerstenographen aus, von denen einige heute noch leben, ja, einer, der Kanzleirat Port noch heute in der Darmstädter Kammer thätig ist. Gabelsberger nahm

zuerst 1819 die Verhandlungen der zweiten bairischen Kammer auf und zwar mit seiner damals noch recht unbeholfenen Schrift nur auszugsweise, ebenso wie dies der „Geschwindschreiber“ der ersten Kammer, ein Student der Medizin, Namens Johann Friedrich Müller that, der sich der gewöhnlichen Schrift bediente. Doch Gabelsberger wuchs mit seiner Aufgabe, und bald war seine Schrift im stande, dem Fluge der Rede zu folgen, und eine wackere Schar von Kammerstenographen ward von ihm ausgebildet, die 1831 und 1848 ohne weiteres die Stenographensitze in den Landtagen zu Dresden und Wien einnahmen. Beinahe hätten sie auch die von Berlin erobert, da hier die ersten Leistungen Stolzes nicht befriedigten, und statt seiner Wigard aus Dresden berufen wurde. Aber noch bei den Parlamenten des Jahres 1848 arbeiteten Anhänger Horstigs neben denen Gabelsbergers und Stolzes. Dafs diese parlamentarische Wirksamkeit der Stenographie sich immer mehr ausdehnte und heute fast kein Landtag unseres deutschen Reiches mehr der Geschwindschreiber entbehrt, ist Ihnen genügend bekannt. Es sei hier nur noch darauf hingewiesen, dafs die ausschließliche parlamentarische Verwendung einer Schrift derselben auch ein Übergewicht über die anderen Systeme verschaffte, die Verbreitung jener mächtig gehoben und namentlich die Einführung der Gabelsbergerschen Schrift in die Schulen von Baiern, Oesterreich und Sachsen veranlafst hat, obwohl, wie ein Vorsitzender des Gabelsbergerschen Bundes einmal äußerte, die amtlichen Kreise ganz gleichgiltig zusehen, mit welcher Schrift die Verhandlungen ihrer Kammer aufgezeichnet werden, und einem Wechsel der Schrift innerhalb des Stenographenbureaus kaum Beachtung schenken würden.

Neben die Kammerstenographen war inzwischen eine andere Schar getreten, die der Stenographenvereine, und von der Gründung des ersten Kurzschriftvereins in Deutschland können wir einen neuen Zeitabschnitt für die Ausbreitung unserer Kunst rechnen. 1844 wurde der erste deutsche Stenographenverein in Berlin von den Anhängern Stolzes gegründet; ihm folgte 1845 ein weiterer Stolzescher Verein zu Magdeburg, und 1846 der erste Gabelsbergersche Verein zu Leipzig. Diese Vereine setzten sich nicht nur die Ausbildung ihrer Mitglieder in der Kurzschrift, sondern schon ihres eigenen Bestehens wegen auch die Ausbreitung derselben zum Ziel, und haben in dieser Hinsicht viel geleistet, viel mehr als Privatlehrer hätten leisten können. Dazu kam bald als ein äußeres Triebmittel die Frucht des Jahres 1848. Denn die freieren Verfassungszustände boten jetzt die Möglichkeit einer freieren und ungehinderten Entfaltung des Vereinslebens, und dann war das Bedürfnis des deutschen Volkes nach Beteiligung am öffentlichen Leben, nach einer Verallgemeinerung des Wissens, das Bedürfnis, frei zu reden und frei zu schreiben und damit auch viel zu reden und viel zu schreiben, mächtig

gestiegen. Als innere Triebfedern aber reizten die Fehde zwischen Gabelsberger und Stolze und das sich seit 1849 entwickelnde stenographische Zeitungswesen die Vereine zu einer immer größeren Wucht ihrer Thätigkeit. Da so die Stenographenvereine den Ausgangspunkt für die Verbreitung der Kurzschrift in diesem Zeitraum bilden, kann man denselben passend den der Vereinsstenographie nennen. Dieser erwachte und immer mehr genährte Heißhunger nach einer Kurzschrift übte auch auf die innere Entwicklung derselben einen Einfluß aus. Wie diese Zeit nur möglich war während des Bestehens der genauen Systeme, so förderte sie andererseits wieder deren Entfaltung und führte schließlich zu den einfachen Schriften. Denn seit der Wiedererrichtung des deutschen Reiches schlagen hier alle Pulse lebendiger: immer weitere Kreise ergreift das Bedürfnis nach Wissen, das Bedürfnis nach Lesen und Schreiben. Die Ziffer der Vereine und ihrer Mitglieder, die Ziffer der stenographischen Zeitschriften steigt ins Unermessliche, vordem nie Geahnte, und die Zahl der jährlich Unterrichteten wächst von einer 10 000 in eine höhere. So führt die Zählung des Jahres 1895 in Preußen an 30 000 Vereinsmitglieder und ebensoviel Unterrichtete, in Deutschland 54 000 Vereinsmitglieder und über 60 000 neue Schüler auf. In der Rechtspflege, im Handel, in der Presse, kurz allüberall erobert sich die Kurzschrift ein immer weiteres Feld, ja dringt bis in die Kreise der Arbeiter und Handwerker. Ist die Stenographie von 1844—1870 fast nur unter den höher Gebildeten wirklich heimisch gewesen, während sie den minder Gelehrten mehr ein Gegenstand anstaunender Verehrung war, so wird sie jetzt eine in immer weiterem Umfange verwendete Geschäfts- und Verkehrsschrift, sodafs wir als das Kennzeichen der Zeit von 1870 bis zur Gegenwart wohl die Anbahnung einer Verallgemeinerung der Kurzschrift nennen können. Durch dies Bedürfnis sind ja die einfachen Systeme, die wir in der Neuzeit der deutschen Kurzschrift kennen lernten, die Vereinfachte Stolzesche, die Gabelsbergersche im Solinger Gewande bis zur „Vereinfachten“ schlechthin hervorgerufen worden, und haben andererseits diese so weite Verbreitung der Kurzschrift auch wieder getragen und ermöglicht. Zweifellos würde die Kenntnis und Anwendung der Stenographie eine noch weit größere Ausdehnung erfahren haben, würden jene Zahlen sich um das doppelte und mehrfache erhöhen, hingen nicht den verbreitetsten und bekanntesten Systemen von Gabelsberger und Stolze noch schwere Eisengewichte aus ihren früheren Zeiten an, die ihnen auch ganz niemals genommen werden können, fänden die neueren und einfacheren Schriften nicht an den Vorurteilen der Menge, an der süßen Gewohnheit der Kammerstenographen in Berlin, Dresden, München und Wien, an den Vorrechten der Gabelsbergerschen Schrift in Süddeutschland, der Stolzeschen in Preußen schwer zu überwindende Hindernisse für eine schnelle und segensbringende Verbreitung.



So decken sich ungefähr:

1. die Zeit der geometrischen Schreibart und die der Stenographie als Liebhaberei,
2. die Zeit Gabelsbergers und die der Kammerschrift,
3. die nachgabelsbergersche Zeit und die der Vereinsstenographie, und hier ist
  - a) die Zeit der genauen Schriften zugleich die der Kurzschrift als Schrift der Gebildeten,
  - b) die Zeit der einfachen Schriften zugleich die der Verallgemeinerung der Kurzschrift.

Diese letzte Zeit wäre so recht die Zeit der Schulstenographie gewesen, und daß wir noch nicht von einer solchen sprechen und die Zeit seit 1870 mit diesem Namen benennen können, das liegt an der Ungunst der äußeren Verhältnisse, an dem Widerstande der Staatslenker und der Schulleiter einerseits, an der Unvollkommenheit der herrschenden Schriftarten und der großen Zahl derselben anderseits. In aller Kürze will ich hier noch die Entwicklung der Schulfrage verfolgen, wie in der Schilderung der inneren Geschichte die der Vokalbezeichnung.

Selbstverständlich hören wir in der ersten Zeit nur vereinzelt von einem öffentlichen Unterricht in der Kurzschrift. Wien hat den Ruhm, den Anfang gemacht zu haben, denn hier erteilte in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts der Hauptmann Graf von Kinsky an der Militärakademie zu Wien Unterricht in der Schrift Danzers, und Professor Blahetka hielt darüber Vorträge an der Wiener Realakademie. Etwas später lehrte Professor Reischl im erzbischöflichen Priesterseminar zu Salzburg die ältere Schrift Mosengeils. Auch der zweite Zeitraum, der der Kammerschrift, ist dem Unterricht in der Stenographie nur wenig günstiger: in Jena war es Professor Thon, der von 1827 ab eine eigene geometrische Schrift an der Universität vortrug, und in Berlin Major von Salpius, der Horstigs Kurzschrift beim großen Generalstabe lehrte; in Wien eröffnete Heger seine Lehranstalt für Stenographie und lehrte sie am Polytechnikum und an der Universität zu Prag. In München erteilte Gabelsberger seit 1835 an der polytechnischen Schule und 1848 auch an der Universität Unterricht. Zugleich hatte er den Boden für die Einführung seiner Schrift in die höheren Schulen Baierns vorbereitet. Denn 1841 erwirkte er, um, wie er an Wigard schreibt, „dem Unfug zu steuern, daß sich jeder Student und Schreiblehrer herausnahm, Unterricht in der Stenographie zu erteilen“, eine Verfügung, wonach in Baiern nur in seiner Schrift, als der bei den öffentlichen Verhandlungen angewandten, Unterricht erteilt werden dürfe, und zwar nur von solchen, die eine Prüfung als Lehrer der Kurzschrift bestanden hätten. Damit war Baiern glücklich gegen andere

Systeme, namentlich gegen die neuerstandene Schrift Stolzes, gesperrt. Als Prüfling meldete sich freilich bis zu Gabelsbergers Tode nur der Benediktinerprieſter Gratzmüller.

Immerhin aber war dies die Grundlage, auf der im dritten Zeitraume, und zwar 1854 inſolge eignen Eingreifens des Königs Maximilian, der der Gabelsbergerschen Stenographie stets das größte Wohlwollen entgegengebracht hatte, die Einführung derselben in die Mittelschulen Baierns erfolgte. Gegenwärtig wird sie hier bekanntlich an allen Gymnasien und anderen höheren Schulen wahlfrei gelehrt; die Lehrer erhalten 90—108 Mk. für das Jahr und die Wochenstunde aus öffentlichen Mitteln. Ebenso glücklich war Conn in Österreich. Hatte Heger die Kammerschrift in Österreich eingeführt, so trug sie Conn in die Schreibstuben der Wiener Rechtsanwälte und Zeitungsleiter, in die Handels- und Militärkreise. Seinen Bemühungen ist es auch zuzuschreiben, daß die österreichische Regierung 1860 nur geprüften Lehrern den Unterricht in der Stenographie gestattete, und nur den Unterricht nach Gabelsbergers Schrift in ihren Lehranstalten zuließ, womit aber an Hochschulen und technischen Lehranstalten der Unterricht auch in anderen Systemen nicht ausgeschlossen sein sollte. 1870 wurde dann Gabelsbergers Schrift an den Mittelschulen des Staates als wahlfreier Lehrgegenstand, und an den Militär-Bildungsanstalten, anfangs sogar als pflichtiger, seit 1888 aber, um eine Überbürdung der Schüler zu vermeiden, also wegen der Schwierigkeit dieser Schrift, nur als wahlfreier Lehrgegenstand eingeführt.

Wir haben jetzt die Schwelle der Neuzeit erreicht, und man sollte glauben, daß die Einführung der Stenographie in die Schulen der noch übrigen Staaten in schnellerem Schritte vor sich gegangen wäre. Es glückte aber lediglich in Sachsen dem Dresdener stenographischen Institute, daß Gabelsbergers Schrift noch kurz vor Thoresschluss in die Schulen Sachsens eingeführt wurde. Zwar wurde hier schon vielfach Unterricht in der Stenographie erteilt. So war sie schon 1847 in den Lehrplan der Sonntagsschule des Handwerkervereins zu Chemnitz aufgenommen und wurde 1849 durch Albrecht an dem Gesamtgymnasium zu Leipzig gelehrt; es war dies der erste obligatorische Stenographieunterricht in Deutschland! Zugleich besaß Sachsen in dem stenographischen Institut eine Anstalt, der in erster Linie zwar die Aufnahme der Landtags-Verhandlungen, dann aber auch die Ausbildung neuer Kammerstenographen und damit die Sorge für den Unterricht und die Verbreitung der Kurzschrift oblag; aber zur Einführung in die sächsischen Schulen hatte das Institut die Regierung noch nicht veranlassen können, trotzdem an seiner Spitze ein einflußreicher Rat aus dem Ministerium des Innern, der jetzige Geheimrat Häpe, stand, und trotzdem das Institut nicht unterließ, fortwährend auf Baiern und Österreich hinzuweisen, denen Sachsen mit seinem

stenographischen Institut doch folgen müsse. Noch 1872 eröffnete der sächsische Kultusminister auf wiederholte Vorstellungen, daß er nach sorgfältigster Erwägung und nach eingehenden Erörterungen einer Einführung der Kurzschrift in die Schulen nicht beistimme, und unter den Gründen hob er hervor, daß die Ansichten über die Systeme noch schwankten. Bald darauf nahm der Landtag ein neues Bittgesuch für Einführung der Gabelsbergerschen Schrift an, und die Regierung führte diese 1873 als wahlfreien Unterrichtsgegenstand in ihre höheren Schulen ein. Es wird behauptet, das sei nach eingehender Prüfung aller neueren Kurzschriften geschehen. Und in der That sind auch in Sachsen einmal die Schriften Gabelsbergers und Stolzes geprüft worden. Das geschah aber nicht im Auftrage der Regierung, vielmehr untersuchte 1854 der Regierungsrat Häpe die beiden Schriften in seiner Eigenschaft als Vorstand des Instituts, um aus eigenem Antrieb und auf eigene Verantwortung zu prüfen, ob die von diesem bisher verwendete Redezeichenkunst nach dem Auftreten Stolzes noch als brauchbar und der Verbreitung durch den Unterricht der Institutsmitglieder würdig zu erachten sei. Aber für die Einführung der Gabelsbergerschen Schrift in die sächsischen Schulen im Jahre 1873 war und konnte diese Prüfung in keiner Weise entscheidend sein; denn einmal hatten sich beide Kurzschriften seitdem doch etwas geändert, und dann hatte die sächsische Regierung ja 1872 noch die Einführung einer bestimmten Schrift abgelehnt, da die Ansichten über die einzelnen Schriften noch schwankten. Von einer Prüfung in den Jahren 1872/73 hat aber niemand etwas gehört. So erklärte denn auch die sächsische Regierung nach der Einführung der Gabelsbergerschen Schrift 1873 einem Stolzeschen Verein amtlich, sie habe sich bei der Wahl derselben nicht in den Streit der Systeme mischen können, vielmehr die Schrift genommen, die beim stenographischen Institut eingeführt, und bei den Kammerverhandlungen angewendet werde; sollte sich ergeben, daß Stolzes Schrift Vorzüge vor der Gabelsbergerschen habe, so würde erstere gewiß auch in Sachsen zur Geltung gelangen und dann den Unterrichtsanstalten auch eine andere Weisung gegeben werden können. Den späteren „Prüfungen“ neuer Systeme durch einzelne Institutsmitglieder kann man keinen größeren Wert beimessen, als den Kritiken eines beliebigen Privatmannes, und für die Stellung der sächsischen Unterrichtsverwaltung waren diese „Prüfungen“ in keiner Weise bestimmend, bei der einmal eingeführten Gabelsbergerschen Schrift zu bleiben. Die Frage ruht eben solange, bis sie durch ein übermächtiges Eindringen eines anderen Systems in Sachsen oder durch die Einführung eines solchen in anderen Staaten wieder aufgerollt wird.

Das ist die Geschichte der Einführung der Gabelsbergerschen Schrift in die Lehranstalten Baierns (1854), Österreichs (1860), Sachsens (1873). Kein

einzigster Staat ist seither gefolgt. Erst das verfllossene Jahr, das letzte der 100jährigen Geschichte der deutschen Kurzschrift, scheint eine neue Zeit heraufzuführen und die Zeit der Schulstenographie vorzubereiten. Denn in Baden wurde vor einem Jahre, am 4. Februar 1895, verordnet, daß in den Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten die Direktoren den Unterricht in der Kurzschrift einführen und dabei eine der Schriften von Gabelsberger, Stolze, Roller und Schrey auswählen können, und in Württemberg hat im letzten Monat des Jahres 1895 noch eine Kammerverhandlung mit einer Erklärung der Regierung geendet, die für Württemberg einen ähnlichen Zustand wie in Baden schaffen wird. Dabei ist in den beiden Ländern ausdrücklich erklärt worden, daß sie sich von Baiern, Sachsen und Österreich Nachrichten über die Erfolge des Unterrichts in der Gabelsbergerschen Schrift haben geben lassen. Über diese Erfolge aber belehrt uns die Thatsache, daß in Österreich der Unterricht an mehreren Anstalten ganz eingestellt und in den Militärbildungsanstalten aus einem pflichtigen zu einem wahlfreien umgewandelt wurde; daß ein Schulmann wie Prof. Zelger in Graz, der jahrelang Unterricht in Gabelsbergers Schrift erteilt hat, bekennt, daß von 100 Personen, welche dieselbe zu erlernen anfangen, höchstens einer dazu komme, sie bei jeder Gelegenheit anzuwenden; daß in Sachsen sogar nach den Feststellungen des Dresdener Instituts von den Schülern, obwohl manchmal 50 v. H. und noch mehr schon während des Unterrichts abfallen, gleichwohl trotz 2—3jähriger Lehrzeit oft nur ein verschwindender Bruchteil stenographische Fertigkeit zu erzielen vermag.

Ähnlich waren auch die Erfahrungen, die Preußen mit den älteren Schriftarten bisher gemacht hat. Schon viermal: 1862, 67, 72 und 84 ist an die preussische Regierung, durch Bittgesuche an die Kammern veranlaßt, die Frage herangetreten, ob sie die Kurzschrift in ihre Schulen einführen wolle. Trotzdem 1862 die Kammern diese Gesuche der Regierung sogar zur Berücksichtigung überwiesen hatten, trotzdem die Regierung damals nicht nur die Gutachten der Provinzial-Schulkollegien, sondern auch Nachrichten über den Erfolg des Unterrichts in Baiern und Österreich einzog, erwiderte sie am 14. August 1863, daß sie es ablehnen müsse, ein bestimmtes System in die Schulen einzuführen, es vielmehr bei dem dermaligen Zustand der Kurzschrift „für der Sache heilsamer erachte, wenn ihr fernerhin freie Entwicklung gelassen und kein Versuch gemacht werde, den Streit der Systeme durch einen Machtspruch zu entscheiden“. Auch 1867 erklärte die Regierung, die Kurzschrift sei noch eine unfertige, in der Entwicklung begriffene Sache, und 1868 erklärte sie nochmals, „sie habe keine Veranlassung, eine Entscheidung des Streites der Systeme herbeizuführen, und werde auch keinen zuständigen Gerichtshof dafür finden können. Sie werde

der Sache freie Entwicklung lassen, diese Entwicklung aber in jeder möglichen Weise, durch Überlassung von Klassenzimmern u. s. w. fördern, sehe es aber nicht als ein Übel an, wenn keines der Systeme die ausschließliche Herrschaft habe“. 1873 lehnte der Kultusminister wiederum, nachdem er das Gutachten der Schulmänner eingeholt, sowohl die pflichtige, wie die wahlfreie Einführung der Kurzschrift in die Schulen ab. 1884 erfolgte eine neue, und die bisher letzte Prüfung der Stenographiefrage durch die Regierung. Um nicht durch den Schein anzustofsen, als wäre ihre Schrift noch nicht abgeschlossen, hatten die Stolzeschen ihre Einzeligkeitswünsche zurückgestellt, waren auf dem Gabelsbergerschen Stenographentage zu Berlin alle Änderungsanträge zurückgezogen worden. Trotz der so genugsam bekundeten Vollkommenheit dieser Schriftarten erklärte der Regierungsvertreter im Juli 1886: „Nirgendwo findet der Unterricht in der Stenographie an den Direktoren ein Hindernis, an allen höheren Schulen ist er zugelassen. Aber was ist dadurch erreicht worden? Hierüber ist ausnahmslos die Nachricht gegeben und durch Ziffern erwiesen, daß nur ein minimaler Prozentsatz von denjenigen Schülern, welche an dem Unterricht teilgenommen, soweit gelangt ist, daß er von der Stenographie einen entlastenden Gebrauch machen kann, daß hingegen die ganz unvergleichliche Mehrzahl nur bis zu dem Stadium kommt, auf welchem die Übertragung der gewöhnlichen Schrift in die stenographische für sie eine Anstrengung und eine vollständige Ableitung von der Sache ist.“ Dabei ist es bisher geblieben. Sie sehen, die Ablehnung der preussischen Regierung beruht nicht nur auf pädagogischen Bedenken, sondern anfangs auch auf der Unfertigkeit der Kurzschrift und zuletzt auf der zahlenmäßig nachgewiesenen Fruchtlosigkeit des Unterrichts in den Schriften Gabelsbergers und Stolzes. Diese Werke, die ihrer weiten Verbreitung wegen der Regierung als die einzigen Verkörperungen deutscher Kurzschrift erschienen und es ja auch inhaltlich zu ihrer Zeit waren, genügten eben den Anforderungen der Neuzeit nicht mehr in dem erforderlichen Maße. Diese Schriften verschulden es zu ihrem Teil, daß in dieser Zeit der Verallgemeinerung der Kurzschrift die Schule in weiten Gebieten unseres Vaterlandes, vor allem in Preußen, sich noch von ihr zurückhält und ihr zweifelnd gegenüber steht.

Und so ist es nicht nur auf dem Gebiete der Schule, sondern auch in anderen Zweigen des Staatsdienstes. Um ein Beispiel aus der Reichsverwaltung anzuführen, wollte der Generalpostdirektor Stephan 1874 die Stenographie dem Postbetriebe dienstbar machen: ein ungeheures Machtmittel zu ihrer Verbreitung, wäre es gelungen. Daß es nicht gelang, verschulden die Schriften Gabelsbergers und Stolzes. Denn Direktor Stephan kannte die Stolzesche Kurzschrift persönlich und erklärte unter dem 24. Dezember 1874 amtlich, diese müsse erst eine für die Zwecke des technischen Postbetriebes

erforderliche „Bearbeitung“ erfahren, und zwar „unter Abänderung einiger wesentlicher Punkte, insbesondere unter Vermeidung der Vokalisationslinien“. Die Postverwaltung forderte also die Abschaffung der Dreizeiligkeit, ehe von der Verwendung der Stolzeschen Schrift im Postbetriebe die Rede sein könne. Die Führer der Stolzeschen Schule sind auf diese „Bearbeitung“ nicht eingegangen, vielmehr erklärten sie diese Ansicht Stephans für einen „Irrtum“ desselben, und so trägt ihre Schrift noch heute den Stempel: „Untauglich für den Postbetrieb.“ Dagegen übernahm es der Vorsteher des Dresdener Instituts, Professor Krieg, der dem Generalpostdirektor so viel von der „diplomatischen Genauigkeit“ der Gabelsbergerschen Schrift vorerzählt hatte, diese für die Zwecke des Postdienstes zu „bearbeiten“. Die Bearbeitung bestand denn auch in der Erfindung der bekannten und verunglückten „e“-Schlinge. Und diese Schrift „Gabelsberger mit der ‚e‘-Schlinge“ erschien 1875 im deutschen Reichspostarchiv, und die Postbeamten wurden aufgefordert, sie zu erlernen. Aber leider gelang es selbst der „e“-Schlinge nicht, sie zu fangen. Die Schrift war ihnen zu schwierig, und trotzdem der Dezerent des Generalpostamtes ein Gabelsbergerscher Stenograph war, wurde der Lernbefehl zurückgenommen. Die Redezeichenkunst trägt seitdem den Stempel: „Zu schwierig für die Zwecke des Postbetriebes.“ Genau dasselbe Ergebnis wie bei der preussischen Schulverwaltung!

Wenn wir für die Zukunft ein besseres Ergebnis erhoffen, so thun wir es, weil wir uns im Besitze einer Waffe wissen, die nicht so untauglich, nicht so schwer zu führen ist. Die Stolzesche Kurzschrift ist trotz der Erklärung des Generalpostdirektors noch immer dreizeilig, ja die Stolzesche Prüfungskommission erklärte bald danach, sie habe 1870 und 71 die Abschaffung der Dreizeiligkeit und Dreistufigkeit eingehend erwogen, beides aber „pure abgelehnt, weil dann vom Stolzeschen System nicht mehr viel übrig bleibt.“ Die Gabelsbergersche Schrift ist trotz aller Erfahrungen gleich schwierig geblieben; denn die winzigen Vereinfachungen des Wiener Stenographentages wirken bei dem außerordentlich verwickelten Regelwerk nur wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Aber das Wort Stephans regte im Jahre 1874 einen Velten und Adler zur Erfindung einzeiliger Stolzescher Schriften an, und die Erklärung der Preussischen Unterrichtsverwaltung im Jahre 1886 war die äußere Veranlassung, die mitten im Gabelsbergerschen Lager zur Aufstellung der Vereinfachten Kurzschrift führte. Denn die Begründer derselben, langjährige Gabelsbergersche Stenographen, wurden dadurch veranlaßt, die Redezeichenkunst inbezug auf ihre Schulfähigkeit einer neuen Prüfung zu unterziehen, und ihr Ergebnis, das von angesehenen Schulmännern, wie von dem Direktor Henke in Barmen und dem Direktor Börner in Elberfeld auf Grund ihrer eingehenden Kenntnis der Gabelsbergerschen Schrift und ihrer

langjährigen Erfahrungen mit derselben vollauf bestätigt wurde, war dieses: die Gabelsbergersche Schrift wird in Preußen niemals in die Schulen eingeführt werden; es bedarf einer neuen Waffe, die in dieses Zeitalter der allgemeinen Kurzschrift hineinpaßt, um den vollen Sieg zu erringen; das Ergebnis war Schreys Vereinfachte deutsche Stenographie. Da haben Sie den äußeren Anlaß zur Aufstellung derselben, wie ich sie vorher ihrem innern Wesen nach aus der bisherigen Entwicklung der deutschen Kurzschrift abzuleiten versuchte.

Sie alle wissen, wie glänzend dieser gewagte Schritt gelang, und der Erfolg bildet ja die einzige Rechtfertigung einer derartigen Trennung von alten Freunden: unsere Schule ist unbestritten, selbst von denen, die einzelne Zahlen bemängeln, unbezweifelt, und in jeder Beziehung, sowohl in der Zahl der Vereine und ihrer Mitglieder, wie der Unterrichteten, in 7 Jahren zur stenographischen Großmacht, zur drittstärksten Schule nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland herangewachsen, und hat im 8. Jahre diesen Rang glänzend behauptet. In Rheinland-Westfalen, diesem Brennpunkt des stenographischen Lebens in Deutschland, wo der Kampf am stärksten tobt, zählt sie jetzt schon mehr Vereine, als die Stolzesche Schule, und steht nur um 16 hinter der Gabelsbergerschen zurück; ja in der Zahl der Unterrichteten nimmt sie hier den allerersten Rang ein. Denn in Rheinland-Westfalen sind im Jahre 1894/95 nach Gabelsberger 1844, nach Stolze 1704, nach der Schreyschen Stenographie dagegen 2308 Personen unterrichtet worden.

Mit dieser Waffe hoffen wir endlich das Zeitalter der Schulstenographie heraufführen zu können. Denn der nächste Schlachtruf für das kommende Jahrhundert lautet: allgemeine und zwar pflichtige Einführung der Kurzschrift in die Schulen, zunächst in die höheren und mittleren. Leistet uns dies das 20. Jahrhundert, so können wir hoffen, rasch und bald weiter zu kommen; denn bald wird dann die Zeit erscheinen, wo die Kurzschrift die tägliche Verkehrs- und Gebrauchsschrift der Behörden wird und in den Akten die Stelle der gewöhnlichen Schrift einnimmt, die Zeit, wo sie die allgemeinste Verwendung in allen Gebieten des öffentlichen und des Privatlebens findet. Den kommenden Zeiten wollen wir es überlassen, ob und wann aus der Schulstenographie die Staatsstenographie und aus dieser die Volksstenographie herauswächst; unser Ziel sei nur auf die Eroberung der Schule gerichtet.

Und günstige Anzeichen begleiten uns in dieses neue Jahrhundert deutscher Kurzschrift hinüber: in Baden und Württemberg sind einfache Systeme, darunter unsere Schrift, zum Wettbewerb zugelassen; das preußische Kriegsministerium trägt sich mit dem Gedanken, die Kurzschrift den Zwecken der Heeresverwaltung und des Kriegsdienstes dienstbar zu machen. Wir stehen

mit unserer Waffe im Vordertreffen und vertrauen darauf, daß sie uns ein gutes Teil weiter bringt. Wir hoffen, daß uns mit ihr das gelingen wird, was Gabelsberger und Stolze nicht gelungen ist: die Einführung der Kurzschrift in die Schulen der noch prüfenden süddeutschen Staaten, des noch zurückhaltenden Preussens. Dann wird das erreicht sein, was Friedrich Mosengeil, denn mit einem Worte dieses Bahnbrechers deutscher Kurzschrift lassen Sie mich schließen, was Mosengeil im Anfang der Entwicklung als Ziel aufgestellt und was dieses Jahrhundert noch nicht erfüllt hat: „Die Stenographie soll einen Gegenstand des Unterrichts der Gymnasien ausmachen.“

Das möge das zweite Jahrhundert deutscher Kurzschrift uns bringen: auf dem inneren Gebiete die stenographische Wissenschaft, auf dem äußern die Zeit der Schulstenographie, und möge da Solingen, das sein Gymnasium jetzt der Vereinfachten Stenographie erschlossen hat, wie bisher, so auch ferner stets unter den Vorkämpfern des Fortschritts, unter den Bannerträgern einer neuen Zeit zu finden sein!

